

Bangsbo

Über Bangsbos Vergangenheit weiß ich nur wenig. Man sagt – und das ist wohl wahr –, es seien die Bangs aus Aalborg gewesen, die den Hof erbauten. Aber dieses Geschlecht hat sich in Hunderten Jahren stark verstreut, und von all seinen reichen Gütern weit und breit war bald nichts mehr übrig. Auch Bangsbo kam in fremde Hände. Die Skeels und die Ahrenfelts besaßen es. Andere Geschlechter auch, während Haus und Hof verwaarlosten und langsam verfielen. Vor hundert Jahren gehörte die heruntergekommene Herrlichkeit, glaube ich, einem Kammerraad. Ich habe davon vernommen, weil auf Bangsbo die Sage geht, seine Gemahlin, die Frau Kammerraad, habe sich eines Morgens an dem alten schwarzen Kachelofen erhängt, der noch in der Nische im Billardsaal steht. Er wird als eine Art Denkmal bewahrt.

Aber ich kenne Bangsbo erst von dem Tag an, als die Rede davon war, daß Johann Knudsen ihn kaufen sollte, und da wünschte ich mir gleich zu Beginn, ich hätte ihn nie kennengelernt. Der Etatsraad auf Blidstrup wünschte, daß sein Sohn diesen Hof bekommen solle. Es war ein schön gelegenes Hofgut, das in Vendsyssel lag und ein gutes Stück Wegs von Kopenhagen entfernt war. Ich fuhr hin, um mir das Eigentum anzusehen. Clasen aus Sæby fuhr mich mit seinem Einspanner. Gut, daß wir nicht im Landauer ankamen. Denn schlimmeres umgepflühtes Feld als die aufgeweichten Wagenfurchen, wie damals „der Weg nach Bangsbo“ hieß, habe ich nie gesehen: „Halten Sie sich fest“, sagte Clasen, wenn es mich aus dem Sitz hob. „Ist es hier?“ sagte ich. „Ja, bei Gott, hier ist es“, sagte Clasen. Aber als wir endlich in den Hof hineinrumpelten, traute ich meinen Augen nicht, daß dies ein „Gutshof“ sein sollte. Solch ein Schuppen war es, mit zugeklebten Türen, wo Fenster hätten sein sollen, an dem einen Flügel Stützen angesetzt und im Giebel des Hauptgebäudes Heuluken; das Elend schaute aus den Fenstern, die schief waren. „Kehren Sie um, Clasen!“ rief ich. „Was meinen Sie?“ sagte Clasen. „Fahren Sie weg!“ wiederholte ich, „das kaufen wir

niemals!“ „Das könnte stimmen“, sagte Clasen, und er peitschte auf sein Tier ein, und wir drehten um und raus aus dem Gutshof – während der Besitzer in seiner Tür für „den Besuch“ erschienen war, aber nur noch unseren Rücken sah. Man konnte ihn sehen, Clasens Rücken aus Sæby.

Aber „wir“ kauften ihn trotzdem, und Johan Knudsen wurde Gutsherr auf Bangsbo, und Bangsbo bekam wieder seine Geschichte, die die Geschichte eines jugendlichen Geschlechtes wurde.

Zuerst wurde das Haus wieder instand gesetzt. Maler, Baumeister, Keramiker wurden geholt. Clausen und Bindesbøll und Ring kamen und wirkten und schufteten in Hof und Scheune. Man grub in den Kellern, und Mauern wurden errichtet. Möbel wurden entworfen und Wandfriese wurden erschaffen. Aber gab es etwas Altes, das taugte, wurde es gehegt und gepflegt. Es wurden die schönen Empiretüren des Billardsaals mit den handgefertigten Metallbeschlägen, ein paar der schönsten im Lande, gerettet. Gar nichts sollte „großartig“ sein – das wollte Johan Knudsen nicht. Aber alles war selten, wie es das wirklich Schöne ist. In jedem Raum – den Räumen, die ein ganzes Geschlecht von Künstlern als ein Zuhause würden lieben lernen – wurden Linien und Einheit und Ruhe geschaffen. Zwei Farben herrschen auf Bangsbo vor, Weiß, das von Gold getragen wird, und Schwarz, das Silber trägt. Aber die Teppiche auf den Böden sind hell. Die Kunstschatze sind vielfältig. Gemälde und aus dem Osten stammende Klingen und altes Silber und Kristall im Überfluß. Aber die Ganzheit wirkt wie Ruhe, und die Schönheit, die hier geschaffen wurde, ist Schönheit, in der man verweilt. Jede dieser Stuben mußte ausgemalt werden, um der Nachwelt zu erzählen, was einem Geschlecht von Künstlern und Dichtern vollkommen erschien.

Aber ich besäße am liebsten das Bild der Wohnstube. Denn dort, unter den hohen braunen Lampen, die Bindesbøll entwarf; zwischen den breiten und dunkeln Möbeln; vor Rings „Schnitter“ unter den sich neigenden Palmen; an dem weißen Kachelofen, den Eva Drachmann mit ihren besonderen Zieraten umgab; rund um den Flügel mit seinen stillen Leuchtern vom Altar einer Dorfkirche, dem

Flügel, wo Holger Federspiel mit seinem bleichen Arabergesicht spielte, über die Tasten gebeugt – dort, dort versammelten wir uns um den Herrn des Hauses.

„Das Gericht“, das uns allzufrüh verließ, „das Obergericht“, das immer gleich und immer träge war*. Einen ganzen Abend verbrachte er in einem Stuhl, eine lange Zeit saß er in derselben Stellung. Immer gut gelaunt und alles sehend, während er doch nicht sah. Für den Gutsherren, Geschäftsführer und für uns alle das Justiergewicht für Gut und Böse. Ein beständiger Zuhörer, der vielleicht selten zuhörte, aber in seinen eigenen und unbewachten Gedanken die Erscheinungen des Lebens in sonderliche mathematische Putzigkeiten umsetzte. In seiner Seele ein Verehrer der Schönheit, dessen Herz brannte; ein Revolutionär, der keine Gesetze kannte – ein braver Mitmensch, den man vielleicht zweimal in seinem Leben mit einem Händedruck traf, und den wir nach seinem frühen Tod bitter vermißt haben.

Gustav Wied: Zusammengekauert in seinem Stuhl verschwindend, aus dem nur der Kopf hervorragt, flink und achtsam wie der Kopf einer Eidechse; mit dem Augen jedem, der spricht, folgend, fast spähend – selbst aber schweigsam. Sein Lachen, das plötzlich hervorbricht und jäh erstirbt, ist sein ganzer Anteil am Gespräch. Aber wenn die Diskussion ansteigt und die Paradoxe wie Knallerbsen krachen, streckt sich Wied in seinem Stuhl, streckt den ganzen Körper voller Wohlbehagen, als söge er alle unsere Lächerlichkeiten, die sich ohne Zwang ausbreiten, ein – streckt sich fast wie ein Tier, das sich auf dem Sand in der Sonne räkelt.

Nur unter vier Augen spricht oder fragt er. Denn seine Unterhaltung besteht immer aus Fragen, und meist beginnt er mit denselben Worten: „Ist es nicht verwunderlich, daß ...“, als ob all die menschlichen Unsinnigkeiten, die er doch so gut kennt, ihn trotzdem in andauerndes und erneutes Verwundern versetzten, ihn, den Humoristen mit dem bebenden Herzen.

Frau Ida, so klein und zerbrechlich, als fröre sie in ihrem weißen Schal, während sie kommt und geht, geht und kommt, einem auf die Schultern schlagend und auf die Brust und auf die Arme – in diesem

Drang der Kinderlosen, den Freunden Zärtlichkeit zu zeigen. Fein und still weiß sie viel und opferte sie mehr, die kleine „Tante“. Und Sofus Schandorph selbst so lebensfroh und seeländisch und breit, als wäre ein Holbergscher „Marstrand“ von seiner Leinwand gestiegen und lebendig geworden. War er ein großer Darsteller? Ich glaube, kaum. Aber etwas von einem Urwesen war in ihm. Er hatte gerade das Land verlassen, sich in der Kreisstadt niedergelassen und war sowohl mit dem Küster und dem Glöckner per Du und – und sein Humor starb mit ihm.

Peter Nansen, der, das fein geschnittene Gesicht gebeugt und die Zigarette in dem einen Mundwinkel, murmelt halblaut langsame und bedächtige Worte, während seine Augen schalkhaft lächeln, er ist – er, der an dem Tag, wo alles gut geht, zum milden Spötter wurde, und ein sanfter und sachter Helfer zu der Stunde, wo es schlecht geht.

Gina Oselio mit Carmens Kamm in ihrem Haar, träge und flam-mend; täglich schweigsam wie der, der über dem Unwiederbring-lichen brütet; ein strömender Wortschwall, wenn sie sich aufregt. Eine Urkraft, die nie ganz gebraucht wurde und ihre ganze Blüte gab. Und Bjørn, dessen norwegische Worte durch die Stuben rollen, die seinem Eifer zu eng werden, seinen Eifer, der außerordentlich Arbeitsame ...

Ove Rode mit dem schönen unsicheren Lächeln, der, verlegen, nicht recht weiß, wohin er sich wenden soll. Holger Federspiel, dessen klaren und starken Kopf die vielen und reichlichen Worte ermüden und der, unter der Lampe, in einer Ecke, die Augen schließt, als schliefe er – obwohl er hellwach ist. Ein Müßiger und ein Ungeduldiger, der die Romane seiner Lieblingsdichter auswendig lernt, um die Zeit totzuschlagen, die er noch nicht zu nutzen weiß. Carl Ewald mit seiner Försterstimme, der das Amen des ganzen Chors aufnimmt, mit seinen überaus langen und überaus demonstrierenden Schulmannsarmen. Er stärkt sich an seinen eigenen Paradoxen wie ein anderer an Eisentabletten. Seine Flüche können teuer und vielfältig werden wie seine Überzeugung warm ist. Er überströmt uns wie ein Zankteufel, und er knallt auch die Türen.

Aber in seinem Innersten wohnt wirkliche Begeisterung, die erst mit dem letzten Herzschlag stirbt.

„Der Schwarze Christensen“** geht umher und beugt das hübsche Haupt mit den angespannten Augen zu jedem, der spricht, ob nicht die armen Ohren ein Wort auffangen könnten, so daß er folgen und verstehen könnte. Aber schließlich erwischt er selbst einen der Maler – sie verspüren selten den Drang, selbst so viel zu sagen – und in einer Ecke erzählt er ihm, was er früher gemacht hat, von Holger Drachmanns leuchtender Jugend und dem Krieg von 1864.

Betty Nansen hat die schönen Hände um ihre Knie gefaltet. Vielleicht hört sie zu, eher ist sie weit weg – auf verborgener und sprühender langer Reise ihrer eigenen Gedanken. Ihre Klugheit herrscht und ihre Worte binden. Aber hinter der Klugheit und Klarheit lebt sie selbst in verborgenen Gefilden, wo man nicht hineinkommt. Doch was sie lebte, erfährt man eines Tages, wenn sie im Theater während einer Probe plötzlich in berstender Anspannung Weh und Seele und Sinn in die Rolle wirft, die sie bis dahin wie Frost erstarren ließ und sie gleichsam unter ein Joch zwang, aber jetzt aus dem Reichtum ihres Lebens lebt ...

... Immer mehr sammelten wir uns um Johan Knudsen, und sonderbare Käuze waren wir vielleicht die meisten, aber am sonderbarsten, glaube ich, war doch der Hausherr selbst. Aus Jütlands weitem und fruchtbarem Feld gekommen, selbst gesund und munter und blond und – die Nüstern für alle Verfeinerungen gebläht. Ohne Illusionen und nach jedem Blendwerk das Unwetter von sich ablaufen lassend. Ein Zweifler, der keine Luft holen konnte außer vor einem Altar. Der sturste Widersacher, der sich willigst beugte. An allem interessiert und von nichts ergriffen. Von vornherein ermüdet, von dem was war, und fieberhaft danach trachtend, das Verworrene zu entwirren und das Unerreichbare zu erreichen. Voll von Stimmungen; hitzig beginnend, schnell fallen lassend; voller Fähigkeiten und Kenntnisse und dann wieder gleichgültig sowohl für Wissen und Können – bis zu dem Tag, wo auch er seinen Platz und sein Ziel fand.

In *einem* unveränderlich: in seiner Freundschaft.

Diese Freundschaft, die Bangsbo zu unserer Heimat machte „Bangsbo-Kreis“ wurden wir einmal genannt. Weit hat es uns verstreut, und fern liegen bald die Sommer, wo Fackeln am Rand des Wallgrabens angezündet wurden und wir an Juniabenden zwischen den Bäumen des Parks zum lodernnden Himmel starrten.

Du schöner Park. Mit deiner weißen Brücke und des Hauses weißen Mauern und den Schwänen, den weißen, die wie riesige Blumen auf dem braunen Wasser dahinglitten. Erinnert ihr euch an Prinz, den schwarzen Pudel – ach, den, der viel klüger als ein Mensch war? Er hat bereits unter dem Rasen seinen Platz gefunden.

Aber das weiße Haus auf Bangsbo, das durch die Bäume scheint, strahlt weiß und strahlt hell wie die Erinnerung an unsere Jugend selbst.

Und alle Türen des Hofes und jedes Fenster, sie sind bekränzt von den holdesten Erinnerungen unseres Lebens, all der vergangenen Tage.

Umschlossen ist Bangsbo von unserem Dank – leben wird es mit jedem unserer Namen.

Herman Bang

* „Gericht“ und „Obergericht“: Der Jurist Jens Petersen (1856 bis 1902) war im Bangsbokreis eine hochgeachtete Persönlichkeit. Seine Freunde nannten ihn „Gericht“ oder „Obergericht“, da er 1887 beim Overret (heute „Østre Landsret“) in Kopenhagen als Rechtsanwalt zugelassen wurde. Er war zugleich Geschäftsführer der Zeitung „København“, Journalist und Schriftsteller. Zusammen mit Gustav Wied verfaßte er zwei Schauspiele. Gustav Wied schätzte „das Obergericht“ sehr und ließ in seinem privaten Garten in Roskilde bei dessen frühem Tod einen Gedenkstein mit seinem Namen setzen, der sich heute noch dort befindet (E-Mail von Gert Posselt).

** „Der schwarze Christensen“: Ungeklärt.

